

Josef Imbach
Steh auf und geh!

T V Z

JOSEF IMBACH

Steh auf und geh!

Das Markusevangelium für heute ausgelegt

EDITION **N Z N**

BEI **T V Z**

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Die Deutsche Bibliothek – Bibliografische Einheitsaufnahme

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Simone Ackermann, Zürich, unter Verwendung der Buchmalerei »Noli me tangere« (12. Jahrhundert) © akg-images/British Library, Bildnummer AKG391764

Satz und Layout: Claudia Wild, Konstanz

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN Print 978-3-290-20241-5

ISBN E-Book (PDF) 978-3-290-20242-2

© 2023 Theologischer Verlag Zürich

www.edition-nzn.ch

Alle Rechte vorbehalten.

INHALT

EIN PAAR HINWEISE	7
1. KAPITEL	11
2. KAPITEL	41
3. KAPITEL	55
4. KAPITEL	75
5. KAPITEL	91
6. KAPITEL	107
7. KAPITEL	139
8. KAPITEL	155
9. KAPITEL	183
10. KAPITEL	203
11. KAPITEL	233
12. KAPITEL	251
13. KAPITEL	279
14. KAPITEL	287
15. KAPITEL	313
16. KAPITEL	331
ANHANG: ZUR ENTSTEHUNG DER EVANGELIEN	343
DANK AN	349
REGISTER	351

EIN PAAR HINWEISE

Mit dem Evangelium kann man gut leben, wenn gerade nichts passiert. Anders verhält es sich, wenn es schwierig wird. Und schwierig wird es immer dann, wenn wir mit Situationen konfrontiert sind, in denen wir uns für oder gegen den Mann aus Nazaret und die von ihm aufgestellten Messlatten entscheiden müssen.

Um Jesu Botschaft leben zu können, muss man sie kennen. Wohl ist das Evangelium, so der deutsch-schweizerische Archäologe Karl Schefold, »ein Gestirn über unserem Weg, aber keine Lösung des Welträtsels«¹.

In dem vorliegenden Kommentar zum Markusevangelium versuche ich, dem Rechnung zu tragen. Dabei galt es, das noch immer verbreitete Vorurteil auszuräumen, dem zufolge die Evangelien so etwas wie protokollähnliche Aufzeichnungen über Jesu Lehre und Leben enthalten.

Vielmehr zielte die Absicht der Evangelisten darauf, Jesu Worte und Taten im Hinblick auf die jeweilige Situation ihrer Gemeinden zu *aktualisieren*. Das trifft schon für Markus zu, der als Erster auf den Gedanken verfiel, eine Evangelienschrift zu verfassen. Darin tritt Jesus vor allem als Wundertäter in Erscheinung. Matthäus sieht im Nazarener eher den Lehrer, der die Verheissungen des alten Bundes Gottes mit Noah (Gen 9) und mit Abraham (Gen 15) erfüllt. Lukas unterstreicht weit mehr als seine Kollegen Jesu Barmherzigkeit und seinen Einsatz für die Armen. Johannes schildert ihn als den Offenbarer und betont seine Einheit mit dem »Vater«.

1 K. Schefold, Die Bedeutung der griechischen Kunst für das Verständnis des Evangeliums, Mainz 1983, 55.

Früher hat man versucht, diese und zahlreiche andere Differenzen damit zu erklären, dass die Evangelisten beabsichtigten, einander zu ergänzen. Das ist völlig unwahrscheinlich. Ob und in welchem Ausmaß der Verfasser des Johannesevangeliums eines oder zwei oder gar alle drei synoptischen Evangelien kannte, ist bis heute nicht geklärt. Lukas und Matthäus wiederum haben sich für ihre Schriften beim Markusevangelium bedient, ihre Darstellungen jedoch unabhängig voneinander verfasst.

Das Problem, weshalb einzelne von den Evangelisten überlieferte Episoden teilweise erheblich voneinander abweichen, ist viel überzeugender zu lösen, wenn man in Betracht zieht, dass alle Ereignisse um Jesus eine lange mündliche Weitergabe hinter sich hatten (die Fachleute sprechen in diesem Zusammenhang von *Traditionsgeschichte*), bevor sie aufgezeichnet wurden. Dabei ist zu bedenken, dass vorerst nur einzelne Texteinheiten schriftlich festgehalten wurden. Zur Traditionsgeschichte hinzu kommt die *Redaktionsgeschichte*. Das heißt, die Evangelisten verarbeiteten das mündliche und zum Teil bereits schriftlich vorliegende Material zu einem Ganzen. Dabei zeigten sie sich aber nicht nur an der *Geschichte Jesu* interessiert, sondern auch – und vor allem! – an der *Geschichte mit Jesus*, d. h. an den Erfahrungen der jungen Christengemeinden, die sie vor dem Hintergrund und auf der Basis ihres Glaubens an Jesus Christus gemacht haben. Verdeutlicht wird das mittels der zwei am Ende dieses Buches eingefügten Grafiken.

Der vorliegende Markuskommentar fußt zu einem guten Teil auf Predigten, die ich im Lauf von fast fünf Jahrzehnten gehalten und für dieses Buch gründlich überarbeitet habe, was an einzelnen Stellen gelegentlich durchscheint. Ergänzt wurden sie durch zahlreiche sachliche Erläuterungen, die zu einem angemessenen Verständnis der Aussagen des Evangelisten beitragen sollen. Mag sein, dass manche davon uns Heutige aufgrund der zeitlichen und kulturellen Distanz zunächst etwas fremdartig anmuten. Das ändert sich aber schlagartig, sobald wir uns Rechenschaft geben, dass in diesem Evangelium immer wieder auch von uns Menschen überhaupt die Rede ist.

Alle Evangeliumstexte, die genau so im katholischen Gottesdienst gelesen werden, sind den aktuellen liturgischen Büchern entnommen und zu Anfang mit einem † gekennzeichnet; die Angabe bezieht sich jeweils auf die gesamte Perikope. Einzelne Verse habe ich aus stilistischen

oder Verständnisgründen selbst übersetzt; sie werden dadurch kenntlich gemacht, dass nach der jeweiligen Verszahl ein ■ steht. Das Zeichen findet sich vor folgenden Versen:

Mk 1,29 (S. 28)

Mk 6,1 (S. 107)

Mk 8,10 (S. 158)

Mk 8,34 (S. 179)

Mk 10,32 (S. 212)

Mk 10,33 (S. 212)

Mk 12,28 (S. 265).

Alle nicht eigens gekennzeichneten Auszüge stammen aus der Einheitsübersetzung von 2016.

URHEBERRECHTSANGABEN FÜR DIE VERWENDETEN BIBELTEXTE

Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift © 2016 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten.

Die Ständige Kommission für die Herausgabe der gemeinsamen liturgischen Bücher im deutschen Sprachgebiet erteilt für die aus diesen Büchern entnommenen Texte die Abdruckerlaubnis. Die darin enthaltenen biblischen Texte sind Bestandteil der von den Bischofskonferenzen des deutschen Sprachgebietes approbierten revidierten Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift (2016). © 2023 staeko.net.

1. KAPITEL

EIN VERFASSER MIT PROFIL – ABER OHNE GESICHT

Das seiner Entstehung nach älteste Evangelium beginnt mit einer Überschrift, die gleichzeitig eine Inhaltsangabe darstellt:

¹ Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, Gottes Sohn.

Ein Buchtitel, der klar aussagt, worum es geht, nämlich um Jesus, den Sohn Gottes. Und um dessen Botschaft. Und die lässt hoffen: *Eu-angelion*, wie es im griechischen Original heißt, bedeutet *frohe Nachricht*. Oder *gute Kunde*. Gleichzeitig deutet diese Überschrift an, dass alles, was folgt, unter diesem Aspekt zu interpretieren ist.

Was den Verfasser betrifft, tappen wir im Dunkeln – das gilt auch für die übrigen drei Evangelisten; es handelt sich um frühe Zuschreibungen. Ursprünglich wurde das Markusevangelium anonym überliefert. Der älteste Hinweis für eine Abfassung durch einen gewissen Markus findet sich bei dem Theologen und Geschichtsschreiber Eusebios von Kaisareia, der sich auf Bischof Papias von Hierapolis (um 100 n. Chr.) beruft:

»Markus war der Dolmetscher des Petrus und schrieb sorgfältig auf, was er im Gedächtnis behalten hatte.«¹

1 Eusebios von Kaisareia, Kirchengeschichte, III, 39.

Gemäß dieser Überlieferung soll Markus mit dem in der Apostelgeschichte genannten Johannes Markus, einem Mitarbeiter des Petrus und des Paulus, identisch sein (vgl. Apg 12,12; Phlm 23–24) – eine Ansicht, für die sich jedoch keine überzeugenden Argumente anführen lassen. Wir werden uns damit abfinden müssen, dass der Autor der frühesten Evangelien­schrift wohl für immer namenlos bleibt. Immerhin erlauben seine Aussagen den Rückschluss, dass das Werk ursprünglich nicht für Juden­christen, sondern für heidenchristliche Gemeinden bestimmt war. Dafür spricht, dass jüdische Gebräuche und semitische Ausdrücke jeweils erklärt werden. Die Fachleute halten es für sicher, dass der Verfasser Textsammlungen, die ursprünglich der Katechese dienten, zu einer fort­laufenden Erzählung zusammengefügt hat. Entstanden ist das Werk wohl bald nach 70 v. Chr., nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch die Römer (13,1 f.). Über den Entstehungsort lässt sich nur sagen, dass Jerusalem und Palästina nicht infrage kommen, da der Verfasser über die dortigen lokalen Verhältnisse nur mangelhaft orientiert ist.

WER BIN ICH?

^{1†} Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, Gottes Sohn. ² Wie geschrieben steht beim Propheten Jesaja – Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, der deinen Weg bahnen wird. ³ Stimme eines Rufers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn! Macht gerade seine Straßen! ⁴ So trat Johannes der Täufer in der Wüste auf und verkündete eine Taufe der Umkehr zur Vergebung der Sünden. ⁵ Ganz Judäa und alle Einwohner Jerusalems zogen zu ihm hinaus; sie bekannten ihre Sünden und ließen sich im Jordan von ihm taufen. ⁶ Johannes trug ein Gewand aus Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Hüften, und er lebte von Heuschrecken und wildem Honig. ⁷ Er verkündete: Nach mir kommt einer, der ist stärker als ich; ich bin es nicht wert, mich zu bücken und ihm die Riemen der Sandalen zu lösen. ⁸ Ich habe euch mit Wasser getauft, er aber wird euch mit dem Heiligen Geist taufen.

»Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, Gottes Sohn.« Anfang meint hier nicht nur zeitlicher Beginn, sondern auch Grund, Ursprung, Basis von allem. Und das ist der Heiligen Schrift zufolge Gott.

Im Anfang, so heißt es in der Bibel, erschafft Gott Himmel und Erde. Himmel und Erde, Welt und Mensch, kurzum alles, was lebt und leidet und sich freut oder einfach nur da ist, hat seinen Grund in Gott. Es ist dies ein vielversprechender Anfang, denn – so die theologische Botschaft des biblischen, von altorientalischen Vorstellungen mitgeprägten Mythos von der Erschaffung der Welt – Gott »sah, dass es gut war« (Gen 1,31).

Am Anfang, auch dies gehört zur Botschaft des ersten Buches der Bibel, erschafft Gott den Menschen und wendet sich ihm zu. Der aber kehrt sich ab von Gott, weil er meint, autonom entscheiden zu können, was ihm bekommt. Das kann nicht gutgehen. Wo Leben sein soll, dominiert der Tod. Wo Eintracht herrschen soll, nehmen Mordgedanken überhand. Und später? Später, als Gott sich ein heiliges Volk sammeln will, laufen ihm die Menschen immer wieder davon.

Schließlich macht Gott einen Neuanfang, damit auch die Menschen neu anfangen können. Dieser Anfang wird angekündigt von Johannes, der am Jordan eine Bußtaufe spendet. Am Fluss, dem Jordan? Und eine halbe Zeile vorher lesen wir, dass Johannes *in der Wüste* auftrat! Am Wasserlauf – eine Sandwüste? Das ist gewiss nicht geografisch gemeint. Bei der Wüste denkt der Evangelist an die Propheten Maleachi (3,1) und Jesaja (40,3), die er zitiert – und gleichzeitig an die »Stimme eines Rufers«; gemeint ist der Täufer.

Der stellt sich vor, indem er sich hintanstellt: »Nach mir kommt ein anderer.« Das sagt etwas aus über sein Selbstverständnis.

Unser Selbstverständnis oder Selbstbild setzt sich zusammen aus einer Vielzahl von Überzeugungen, Einstellungen und Denkweisen, die wir für wichtig und richtig halten und die letztlich die Frage nach unserer Identität betreffen. Wer bin ich? Die Antwort könnte lauten: Ich sehe mich vor allem als Frau, Mutter und Künstlerin. Konkret besagt das: Mein Frausein ist für mich nichts Zufälliges; überdies liegt mir viel an meiner Mutterrolle, und ohne die künstlerische Kreativität würde mir etwas Wesentliches abgehen.

Ein solches klar umrissenes *Selbstverständnis* erlaubt keinerlei Rückschlüsse auf das *Selbstwertgefühl* der betreffenden Person. Unser Selbstwertgefühl ist weitgehend bedingt durch die Art, wie andere Menschen mit uns umgehen und wie sie sich über uns äußern. Wie wir uns sehen, hängt zu einem guten Teil damit zusammen, wie andere uns sehen.

In unserem Bekanntenkreis gibt es vermutlich auch Menschen, die ein geradezu unglaubliches Selbstwertgefühl entwickelt haben. Allen und jedem und jeder berichten sie von ihren bahnbrechenden Taten, zählen auf, was sie geleistet haben. Dass ihr Sohn oder ihre Tochter es innerhalb kürzester Zeit bis hinauf in die Chefetage eines Konzerns schaffte. Sie definieren sich von ihren Leistungen her oder in Bezug auf ihre soziale Stellung. Sie sind die Eins vor drei, vier Nullen. Das hat Gründe. Was ihnen bisweilen an menschlichen Qualitäten (und vielleicht an Sympathien seitens anderer) abgeht, wird durch Leistung kompensiert. Ich bin auch wer! Nein, nicht *ich auch*, sondern: *Ich* bin wer!

Andere wiederum sehen einen Nichtsling oder eine Nichtse, wenn sie in den Spiegel schauen. Auch das hat Gründe. Möglicherweise, nein, fast sicher haben sie in ihrer Kindheit kaum Zuwendung erfahren. Statt sie zu ermutigen, hat man ihnen schon beim kleinsten Fehler gesagt, dass sie es nie zu etwas bringen würden, dass sie nichts taugten, ihnen eingetrichtert, dass sie zu nichts nütze seien. Was später, wenn sich solche Urteile im Bewusstsein festgeschrieben haben, bis zur Selbstablehnung und zum Selbsthass führen kann.

Egal, ob ein Mensch sich überschätzt oder sich verachtet – es stellt sich stets die Frage: Wer bin ich?

Wer bin ich? Wer ist schon einmal auf den Gedanken verfallen, sich wie der Täufer von Jesus Christus her zu definieren? Ob das Bekenntnis zu ihm Auswirkungen hat auf das eigene Leben? Zeugnis abzulegen – dazu fühlt sich Johannes gedrängt. Das ist die Berufung jener, die sich auf Jesus berufen, das vor allem. Das heißt nicht, dass wir auf jeder Party oder an jedem Stammtisch das Glaubensbekenntnis rezitieren sollen. Aber in einer Diskussion darf man vor einer Abstimmung schon mal äußern: Nach sorgfältiger Abwägung aller Sachgründe erlaubt es mir mein am christlichen Glauben orientiertes Gewissen nicht, diese Vorlage anzunehmen. Oder sie zu verwerfen. Das wäre eine Art, den Glauben zu bekennen und in die Vorläuferrolle des Johannes zu schlüpfen.

Vorbote oder Vorläuferin Jesu kann heute nur sein, wer sich entschieden hat, ihm nachzuzufolgen.

WAS TAUFGNADE BEDEUTET

19^f Und es geschah in jenen Tagen, da kam Jesus aus Nazaret in Galiläa und ließ sich von Johannes im Jordan taufen. 10 Und sogleich, als er aus dem Wasser stieg, sah er, dass der Himmel aufriss und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam. 11 Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.

Unter Taufe verstehen wir jenen Ritus, durch den ein Mensch, heute in der Regel als Kleinkind, in die Gemeinschaft der Christgläubigen aufgenommen wird. Nach kirchlicher Lehre bewirkt die Taufe den Nachlass der Erbsünde und bei Erwachsenen darüber hinaus die Vergebung aller übrigen Sünden und damit den Beginn eines »neuen Lebens«; man bezeichnet die Taufe deshalb auch als geistige Wiedergeburt.

Der Begriff *Erbsünde* beinhaltet einen Widerspruch. Sünde setzt die Möglichkeit einer freien persönlichen Fehlentscheidung voraus. Statt von Erbsünde sprechen wir daher besser von *Erbschuld*. Bekanntlich kann man ja nicht nur Vermögenswerte, sondern auch Schulden erben. Zwar sieht das geltende Recht vor, dass wir eine Erbschaft ausschlagen können. Diese zivilrechtliche Regelung ist auf der gesellschaftlich-sozialen Ebene leider nicht anwendbar. Niemand wird in eine heile Welt hineingeboren. Von Beginn unserer Existenz an sind wir von Unheil und von Bösem betroffen, das andere verursacht oder verschuldet haben. Wir müssen eine Suppe auslöffeln, die wir uns nicht selbst eingebrockt haben. Gleichzeitig erinnert uns der Begriff *Erbschuld* daran, dass die Folgen unseres Versagens nie bloß uns, sondern auch unsere Mitmenschen betreffen.

Durch die Taufe, so ist gelegentlich anlässlich der Spendung dieses Sakraments zu hören, wird der Mensch zu einem Kind Gottes. Was war er dann *vorher*? Ein Teufelskind? Nach christlichem Glaubensverständnis ist *jeder* Mensch von Geburt an ein Kind Gottes und damit sein Ebenbild. Hier müsste die Rede von der *Taufgnade* ansetzen. Dieser Begriff ist für viele deshalb inhaltsleer, weil sie dabei vor allem die Beziehung zwi-

schen Gott und der zu taufenden Person im Auge haben. In Wirklichkeit aber geht es um die Verbindung der kirchlichen Gemeinschaft und der zu taufenden Person. Was sich in der Taufe ändert, ist nicht das Verhältnis Gottes zu den Getauften, die ja schon immer Kinder Gottes sind, sondern die Bindung der Getauften an die Kirche. Das heißt, dass die Taufgnade wirksam *und* erfahrbar nur ist, wenn sich die Glaubensgemeinschaft um die Getauften kümmert und diese ihrerseits, entsprechend ihren Möglichkeiten, ihre Verantwortung gegenüber dieser Gemeinschaft wahrnehmen. Damit ist jedes magische Verständnis von Taufe ausgeschlossen.

Warum aber musste Jesus sich taufen lassen, wenn er doch (was der Evangelist schon im Titel seines Werks betont) der Sohn Gottes ist und damit frei von jeder Sünde?

Die Frage ist nicht, ob Jesus sich taufen lassen musste, sondern warum er von Johannes getauft werden wollte.

Die von Johannes vollzogene Taufe (in der die christliche Taufe ihren Ursprung hat) unterscheidet sich von den damals üblichen rituellen Waschungen in doppelter Hinsicht. Diese waren *wiederholbar* und wurden von den Frommen *an sich selbst* vorgenommen. Johannes hingegen *spendet* die Taufe, und diese Taufe ist *einmalig*.

Warum also ließ sich Jesus von Johannes im Jordan untertauchen? Thomas von Aquin († 1274), einer der größten mittelalterlichen Theologen, meinte, Jesus habe durch seine Taufe gewissermaßen das Taufwasser geheiligt und so auf die spätere christliche Taufe verwiesen.

Überzeugender lässt sich die Frage beantworten, wenn wir die Sache historisch angehen. Jesus hat vom Täufer gehört. Was man über ihn sagt, fasziniert ihn. Er begibt sich zum Jordan. Steigt, wie so viele andere, in den Fluss, um die rituelle Waschung an sich vollziehen zu lassen, durch die Menschen bezeugen, *dass sie fortan ihr Leben ganz auf Gott hin ausrichten wollen*. Mit einem Wort, Jesus *musste* sich (genauso wenig wie alle anderen) *nicht* taufen lassen; er *wollte* wie alle anderen dort Versammelten zeigen, dass er gewillt war, sein Leben und Sterben unter Gottes Obhut zu stellen.

Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen bildet diese Taufe für Jesus nicht den verzweifelten Versuch, gleichsam in allerletzter Minute

den Hals doch noch aus der Schlinge zu ziehen. Wenn Jesus in den Fluss hinabsteigt, tut er dies nicht aus Angst vor dem drohenden Gericht, sondern um allen anderen zu zeigen, dass und wie sie auf Gott *zugehen* und sich ihm einfach *anvertrauen* sollen, auf Gedeih und Verderb. Wer sich vertrauensvoll in Gottes Hände begibt, ohne den neurotischen Zwang, diesen Gott zufriedenstellen zu müssen durch eigene Werke, seine Rache aufhalten zu müssen durch gute Taten, sein Wohlwollen sich zu erkaufen durch immer neue Opfer und immer größere Verzichte, *muss* doch trommellaut in seinem Inneren die gleiche Stimme vernehmen und die gleichen Worte hören, die der Evangelist, die Szene theologisch (und man ist versucht zu sagen: auch therapeutisch) deutend, uns überliefert: »Du bist mein geliebter Sohn, meine geliebte Tochter. Was zählt, ist einzig, dass du mein Geschöpf bist, und dass du das weißt und dass du mir deswegen vertraust – auf Gedeih und Verderb.« Aber wer denkt denn noch an Verderb, wo es um Kindschaft geht?

Wer sich mit einer solchen Haltung Gott nähert, begreift, was der Evangelist sagen will mit dem Symbol der Taube.

Der Vergleich mit der Taube, mit der anlässlich der Taufe Jesu die Herabkunft des Geistes vom Himmel veranschaulicht wird, erinnert literarisch an jene Taube, die Noah aus der Arche entließ, um zu erkunden, ob die Flut versickert und das trockene Land wieder sichtbar geworden sei und ob die in der Arche Versammelten wieder einen festen Grund hätten unter den Füßen. In der Erzählung von der Sintflut (Gen 6,1-8,22) kommt die Taube mit einem Ölweig im Schnabel in die Arche zurück und zeigt damit das Ende der Katastrophe an; da erkennt Noah, dass Gott ihm und den Seinen und damit der Menschheit einen neuen Anfang schenkt. Und genau das will der Evangelist mit dem Verweis auf die Taube sagen, geschieht in der Taufe.

Was in dieser Szene am Jordan angefangen hat, lebt Jesus später sichtbar, indem er alle Menschen, auch und gerade die, die sich von Gott verlassen oder sich von ihm verstoßen fühlen, daran erinnert, dass *der Himmel offen* ist auch für sie.

Weder mit Ächtung und der damit verbundenen Missachtung noch mit Drohpredigten und Gerichtsreden und schon gar nicht mit Schuldsprüchen und Aburteilungen, sondern einzig indem wir andere zu verstehen

suchen, können wir ihren Blick nach oben lenken. Und wer immer den Blick nach oben lenkt, sieht den Himmel offen und erkennt so gleichzeitig, was Taufgnade ist.

WÜSTENERFAHRUNGEN

¹² Und sogleich trieb der Geist Jesus in die Wüste. ¹³ Jesus blieb vierzig Tage in der Wüste und wurde vom Satan in Versuchung geführt. Er lebte bei den wilden Tieren, und die Engel dienten ihm.

Viele Religionsstifter und Mystiker hatten gerade in der Abgeschiedenheit von der Welt ihre großen und im Wortsinn weltbewegenden Erleuchtungen – so etwa die Wüstenmütter (Sarrha, Synkletika, Theodora ...) oder die Altväter der ersten Jahrhunderte (Antonius, Poimen, Paulus ...), die sich aus den soziologischen Bindungen ihrer Umwelt lösten, um in der Wüste zu leben. Oder Buddha, Mohammed, Wiborada, Franz von Assisi, Niklaus von Flüe, die sich zeitweise von der Welt zurückzogen ...

Von Jesus wird erzählt, dass er sich nach der Taufe in die Wüste zurückzieht, um sich wie die alttestamentlichen Propheten auf sein öffentliches Wirken vorzubereiten.

Dass Gotterwählte auf ihre Berufung oft nicht mit einem spontanen Ja, sondern mit Zaudern reagieren, zeigt unter anderem die Geschichte des Mose. Mit dem Hinweis, er sei ein Stotterer und könne »nicht gut reden« (Ex 4,10 f.), sträubt Mose sich zunächst, Gottes Weisung zu befolgen. Ähnliches ist überliefert von Jesaja, der mittels einer Vision zum Propheten berufen wird. »Da sagte ich: Weh mir, denn ich bin verloren. Denn ein Mann unreiner Lippen bin ich« (Jes 6,5). Einer Ausflucht bedient sich auch Jeremia, als er Gottes Stimme vernimmt in seinem Inneren: »Ach, Herr und Gott, ich kann doch nicht reden, ich bin ja noch so jung« (Jer 1,6).

Wenn wir die Bemerkung, dass Jesus sich nach der Taufe in die Wüste zurückzog, biografisch verstehen, sagt sie uns wahrscheinlich wenig. Existenziell betrachtet hingegen erkennen wir uns darin vielleicht wieder.

Kaum dass wir uns für ein humanitäres Projekt begeistert und deshalb versprochen haben, nach Kräften zum Gelingen beizutragen, kommen uns auch schon erste und ernste Bedenken. Werden wir das überhaupt schaffen? Sind die Ziele nicht zu hochgesteckt? Reichen unsere Kräfte aus? ...

Kaum dass eine junge Frau eingewilligt hat, eine feste Bindung einzugehen, wird sie von Zweifeln heimgesucht. Ist dieser Mann wirklich der richtige für mich? Täusche ich mich nicht in ihm? Müsste ich nicht noch zuwarten, bevor ich mich festlege?

Kaum dass ein junger Mann beschlossen hat, einem religiösen Orden beizutreten, fragt er sich, ob es ihm bestimmt sei, Gott und der Kirche und den Mitmenschen zu dienen. Wie wird mein Leben ohne eigene Familie aussehen? Bin ich gemeinschaftsfähig? Werde ich meine sexuellen Bedürfnisse zeitlebens zügeln können?

Solche Fragen sind berechtigt. Sie zeigen, dass Menschen sich selbst gegenüber nicht blauäugig verhalten. Dass sie sich prüfen, ob sie stark genug sind, um sich auf ihr Vorhaben einzulassen. Aber sie stellen auch eine Versuchung dar, angesichts einer als richtig erachteten Entscheidung zu kapitulieren.

Vierzig Tage, sagt der Evangelist, habe Jesus mit Satan gerungen. Das ist bildhaft zu verstehen. Jesus hat *mit sich* gerungen. Es ist bestimmt kein Teufel, der uns einflüstert, eine einmal erkannte Wahrheit und die sich für uns daraus ergebenden Folgen zu negieren. Zu leicht wäre es, die Verantwortung für ein Versagen auf einen Verführer abzuwälzen.

Vierzig Tage. Das ist keine chronologische Aussage. In der Bibel stehen die vierzig Tage einerseits für eine Zeit der Not. Vierzig Tage dauert die Sintflut (Gen 7,4.12.17; 8,6). Vierzig Tage lang flieht der Prophet Elija vor Isebel, der Gemahlin des Königs Ahab, bis er zum Gottesberg gelangt (1 Kön 19,8). Andererseits versinnbildlichen die vierzig Tage auch eine Zeit der besonderen Gottesnähe. Vierzig Tage und vierzig Nächte verbringt Mose im Angesicht der Herrlichkeit Gottes auf dem Berg Sinai (Ex 24,18).

Die »vierzig Tage«, die Jesus in der Wüste inmitten von wilden Tieren und unterstützt von Engeln verbringt, deuten darauf hin, dass mit ihm eine Zeit des Heils begonnen hat. Vermutlich spielt der Evangelist mit

dieser Bemerkung auf eine jüdische Schrift an, die (kurz?) vor der Abfassung seines Evangeliums entstanden sein dürfte. Darin wird frommen Israeliten das künftige Heil verheißen:

Und der Teufel wird vor euch fliehen,
und die Tiere werden Respekt vor euch haben,
und der Herr wird euch lieben,
und die Engel werden sich um euch kümmern.²

Wenn der Evangelist schildert, dass Jesus sich in die Wüste begibt, denkt er nicht an das, was wir gewöhnlich mit Wüstenerfahrungen in Verbindung bringen. Nicht um spirituelle Durststrecken geht es, sondern um Selbstfindung und Selbsterkenntnis. Das ist nur möglich, wenn wir uns zurückziehen an einen Ort, wo wir ungestört von Tageslärm und Alltagsbetrieb mit uns selbst konfrontiert werden.

Dass und warum das zuweilen nicht leichtfällt, hat der französische Denker und Mathematiker Blaise Pascal (1623–1662) erkannt:

Wenn ich es mitunter unternommen habe, die mannigfaltige Unruhe der Menschen zu betrachten, sowohl die Gefahren wie die Mühsale, denen sie sich, sei es bei Hofe oder im Krieg, aussetzen, woraus so vielerlei Streit, Leidenschaften, kühne und oft böse Handlungen usw. entspringen, so habe ich oft gesagt, dass alles Unglück der Menschen einem entstammt, nämlich dass sie unfähig sind, in Ruhe allein in ihrem Zimmer bleiben zu können.³

Das mag etwas überspitzt tönen. Aber die Gegenprobe gibt Pascal zumindest darin recht, dass es immer wieder Menschen gegeben hat, die in der Einsamkeit zu sich und damit ihre Berufung gefunden haben.

2 TestNapht 8,4; zit. W. Schmithals, Das Evangelium nach Markus. Kapitel 1–9,1 (Ökumenischer Kommentar zum Neuen Testament 2/1), Gütersloh 1979, 92.

3 B. Pascal, Gedanken (Fragment 139), Stuttgart 1975, 64.